

(Nachdruck verboten.)

7)

Cressy.

Roman von Bret Harle.

„Aber wie?“ fragte der Lehrer verblüfft. „Eigentlich mit dieser Flint“, entgegnete Mc Kinstry mit Ernst und Würde und zeigte auf das Gewehr in seiner Hand, „denn ich bin ein bißchen hitzig. Ich ließ dem alten Davis sagen, wenn ich Seth und Cressy wieder zusammen säß, dann schöffe ich ihn nieder. Deswegen haben wir uns 'n bißchen erzürnt, und das hat dann wieder die Harrisons gefreut; aber ich denk', auch das Gesetz läßt mir meine Vaterrechte. Und nun sagte Cressy, wie der Seth aus dem Wege ist, da könnt' sie wieder in die Schule gehen und noch mehr Bildung lernen. Und ich denke, sie hat recht. Und wir beide dachten, weil sie aus der Schule gegangen ist, die feinen Kleider zu kaufen, da wär's ganz in der Ordnung, daß die Schule nun auch 'was davon hab'“.

Die Sache erschien immer verzweifelter. Der Lehrer wußte, daß der Mann neben ihm einen zweiten Einwurf von seiner Seite nicht so ruhig aufnehmen würde. Allein vielleicht gerade das veranlaßte ihn, jetzt, da er die Gefahr kannte, noch mehr dies für seine Pflicht anzusehen, und sein Stolz empörte sich dagegen, daß hinter Mc Kinstrys Bekenntnissen eine Drohung versteckt liegen könnte. Dennoch begann er voll Ruhe:

„Werden Sie es aber auch nicht bedauern, daß Sie diese durch den Bruch des Verlöbnißes und die Ausstattung Ihrer Tochter gebotene Gelegenheit nicht benützt haben — um sie in einem größeren Pensionat in Sacramento oder San Francisco unterzubringen? Glauben Sie nicht, daß es ihr langweilig sein und sie der Gesellschaft bloßer Kinder müde werden wird, nachdem sie bereits erfahren hat, wie angenehm —“ er wollte sagen „ein Liebhaber“, befaß sich indes und fügte hinzu: „einem jungen Mädchen die Freiheit ist?“

„Herr Ford“, entgegnete Mc Kinstry, der in seiner schwerfälligen Einseitigkeit den Gedanken des Lehrers nicht schnell genug zu folgen vermochte, „wenn ich eben sagte, wie ich in Ihre stille, friedliche Schule sah, das schien mir kein Platz für Cressy, so wollte ich damit nicht sagen, daß ihr so 'n Platz nicht dienlich wäre. Was sie nie als kleines Mädchen bei mir und meiner Alten gefunden hat und nie in 'nem Pensionat finden kann — 'ne Stelle, wo sie Kind ist; die Lust am kindischen Spiel und das kindliche Wesen, die sind ihr aus dem Reisewagen auf den Prairien verloren gegangen oder in St. John zurückgeblieben. Sie war ein erwachsenes Mädel, das heiraten konnte, aber ein Kind ist sie nie gewesen. Die jungen Kerls haben ihr die Cour geschnitten, aber gespielt, wie es Knaben und Mädchen thun, hat sie nie. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß Blair Rawlins' Tochter es nicht verstanden hat, ihrer Tochter 'was Bess'res beizubringen, denn sie hatte genug mit mir zu thun. Wenn's Ihnen also recht ist, Herr Ford, wollen wir über 'ne große Schule nicht weiter reden; ich möchte lieber, daß Cressy wie ein kleines Mädchen ist unter den andern Kindern. Mir wär' ein gut Stück wohlher, wenn ich wüßte, daß sie mit Ihnen dasitzt und den Vögeln und Bienen und Ihnen zuhört, wenn ich fort bin hinterm Vieh her oder mich mit den Harrisons herumtraufe. Vielleicht hat's hier zu viel Bänkerei gegeben, seit sie Kind war, vielleicht muß sie auch mehr wissen als ein Bursch, der ihr die Cour schneidet und sich für sie rauft.“

Der Lehrer schwieg. War dieser einfältige, schwerfällige Maulbold auf eine Wahrheit gestoßen, welche ihm mit seinem schärferen Verstand niemals gedämmert hatte? Einen Augenblick schwankte er; dann fiel ihm Cressys neueste Liebeleie mit Joe Masters ein, mit dem sie vor ihrer Mutter hinterm Berge hielt. Hatte sie auch den Vater getäuscht? Oder täuschte ihn der Vater mit seinem wechselweisen Hervorkehren von Drohung und Freundlichkeit — Kraft und Schwäche. Mit der schwächlichen Sophisterei des Chnikers mißtraute er dem Guten, das seinem Egoismus unverständlich war. Dennoch mochte er, wenn er die schlummernde Wildheit des Mannes an seiner Seite und dessen verwundete Hand betrachtete, seinen Mangel an

Vertrauen nicht offenbaren. Er gab sich zufrieden mit dem ebenso schwächlichen Auskunftsmittel schwacher Menschen in solchen Fällen — gutmütigem Gehelassen. „Gut,“ sagte er leicht hin, „ich werde sehen, was sich thun läßt. Aber werden Sie auch allein nach Hause gehen können? Soll ich Sie begleiten?“ Als Mc Kinstry das mit einer Geberde ablehnte, fügte er, wie um der Unterredung ein Ende zu machen, hinzu: „Ich werde Ihnen von Zeit zu Zeit Bericht erstatten, wenn's Ihnen recht ist.“

„Mir,“ betonte Mc Kinstry, „aber nicht da unten,“ fuhr er mit einer Handbewegung nach dem Ranch fort. „Vielleicht ist's Ihnen recht, wenn ich 'mal beim Vorbeireiten an der Schule ins Fenster sehe? Ah — Sie wollen nicht,“ setzte er hinzu und sein Gesicht färbte sich dunkler. „Na, meinetwegen.“

„Sie werden einsehen, daß das die Kinder bei der Arbeit stören würde,“ erläuterte freundlich der Lehrer, dem es durch den Sinn ging, welsch unendliches Vergnügen das gerötete, einfältige Gesicht Mc Kinstrys am Fenster dem kleinen Hans Zilgen bereiten würde.

„Schad't nichts,“ gab Mc Kinstry gedehnt zurück. „Kommen Sie mit nach dem Hotel, 'nen Schlud zu trinken?“

„Ich möchte Sie nicht einen Augenblick länger Ihrer Frau entziehen,“ sagte der Lehrer mit einem Blick auf die verwundete Hand des andren. „Danke sehr. Adieu.“

Sie schüttelten sich die Hände, wobei Mc Kinstry sein Gewehr unter den Arm schob, um die gesunde Hand hinreichen zu können. Der Lehrer sah ihn langsam den Weg nach dem Ranch einschlagen. Mit einem Gefühl, halb unruhig, halb angenehm, daß er einen Schritt gethan, dessen Folgen wichtiger waren, als er im Augenblick übersehen konnte, wandte er sich in entgegengesetzter Richtung dem Schulhause zu. So in Gedanken versunken war er, daß er an Onkel Ben erst dachte, als er dort angekommen war. Wie Mc Kinstry es einst gethan, näherte er sich dem Hause durch das Dickicht an der Hinterseite und schlich sich ans Fenster, um einen Blick hineinzu thun. Aber fern davon, die Stille und Abgeschiedenheit zu zeigen, welche den wilden Sinn Mc Kinstrys so selten berührt hatte, tönte das Schulhaus wieder von den lauten Scheltworten einer jugendlichen Stimme, derjenigen Rupert Zilgens, welche scharf an das Ohr des Lehrers schlug.

„Sie brauchen gar nicht Dobell oder Mitchell gegen mich auszuspielen — verstehen Sie! Was wissen Sie denn von den beiden, was? Sehen Sie 'mal Ihr Schreibsel an. Wenn Hans das nicht besser fertig kriegt, dann gäb's Haue. Natürlich ist's die Feder — nicht Ihre steifen Finger — Gott bewahre! Sie verlangen wohl die schönsten Federposen und goldene Federn für zwei Bits die Stund'? Ich will Ihnen 'was sagen! Hol' der Henker Ihren ganzen Kontrakt! Da ist schon wieder 'ne Feder entzwei! Sie sollten lieber 'n Zaunpfahl in die Hand nehmen!“

Der Lehrer trat vorsichtig ans Fenster und schaute ins Innere. Einer wunderlichen Eingebung folgend hatte der schöne Rupert Onkel Ben dazu veranlaßt, vor einem der kleinsten, wahrscheinlich seines Bruders, Tische auf der Erde Platz zu nehmen in einer Stellung, welche seinen Ellenbogen genügend Raum ließ zu allen Verdrehungen, wie sie bei angehenden Schriftgelehrten üblich sind, und wobei sein junger Lehrer ihn überragte, so daß er auf seinen großen Schüler herabschießen konnte wie eine böshafte, aber graziose Eifer. Was dem Lehrer aber am meisten ins Auge fiel, war, daß Onkel Ben, ohne das Unwürdige seiner Lage zu empfinden, seinen Quälgeist nicht nur mit unverwüßlicher Laune, sondern mit unverhohlener Bewunderung betrachtete und nicht die geringste Neigung zeigte, seinen Verzicht ernst zu nehmen.

„Immer langsam voran, Rup,“ sagte er launig, „Du bist ja auch 'n mal klein gewesen. Natürlich steh' ich für allen Schaden ein. Das nächste Mal bring' ich mir meine eigenen Federn mit.“

Er nahm die Feder zwischen die Zähne, stellte sich langsam auf seine Füße, beschattete die Augen und blickte aus einer Entfernung von sechs Fuß bewundernd auf sein Werk herab. Die Hände in den Taschen und den Rücken dem Fenster zugekehrt, that Rupert mit spöttischer Miene dasjelbe.

„Was ist das für'n krankes Wurm da unten auf der Seite?“ fragte er.

„Was meinst Du wohl?“ forschte Onkel Ben strahlenden Gesichts.

„Es sieht aus wie 'ne Schlangenzurzel, die Sie so 'rausgraben, mit 'n bißchen Schmutz dran,“ entgegnete Rupert kritisch.

„Das ist mein Name.“

Den Kopf auf eine Seite geneigt, blickten beide darauf hin: „Es ist nicht so schlecht, wie das andre, was Sie geschrieben haben, 's könnt' wohl Ihr Name sein. Das heißt, es sieht ganz anders aus wie alles andre,“ meinte Rupert, dem der Gedanke kam, es möchte mehr seines Amtes sein, den Schüler zeitweise aufzumuntern. „Mit der Zeit wird's schon gehen. Wozu thun Sie aber das alles?“ fragte er plötzlich.

„Was denn?“

„Na, hier in die Schul' kommen, wo sie doch keiner hinschickt und wo sie gar nicht hingehören als großer Mensch.“

Onkel Ben wurde rot bis hinter die Ohren. „Was giebst, wenn ich's Dir sage, Rup. Am Ende möcht' ich 'mal Lust haben, unter die feinen Leute zu gehen? Vielleicht wollt' ich mich auch mit den andern Burschen auseinandersetzen, wenn die Zeit kommt? Am Ende auch Gedichte machen und Geschichten lesen — was?“

Ein Ausdruck unendlicher Verachtung trat in Ruperts Augen. „Sie? Hör'n Sie 'mal,“ fuhr er langsam und mit Nachdruck fort, „ich werde Ihnen sagen, warum Sie bloß herkommen!“

„Nun?“

„Es ist — 'n Frauenzimmer!“

Onkel Ben brach in ein Lachen aus, bei dem das ganze Dach bebte, und stampfte in dem Zimmer umher, daß der morische Boden krachte. Dann erschien der Lehrer an der Pforte und machte der Scene ein unwillkommenes Ende.

(Fortsetzung folgt.)

Maria Magdalena.

(Deutsches Theater.)

Mehr als fünfzig Jahre sind ins Land gegangen, seitdem der junge Hebbel, damals noch mitten in seiner Sturm- und Drangperiode die „Maria Magdalena“, sein „bürgerliches Trauerspiel“ schuf. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts eine künstlerische That, der sich nur wenig andres aus jener Zeit zur Seite stellen läßt! Und Hebbel selbst hatte von der Kühnheit und Originalität des Wurfes das lebhafteste Bewußtsein; er suchte und proklamirte es stolz in dem merkwürdigen philosophischen Vorwort, mit welchem er das Drama in die Welt schickte, daß hier etwas Neues, die Grenzen des damals so beliebten bürgerlichen Nährsafts weit Ueberschreitendes geschaffen sei.

„Maria Magdalena“ und der wenige Jahre später entstandene „Erbförster“ von Otto Ludwig sind in der älteren deutschen Theaterliteratur des neunzehnten Jahrhunderts die einzigen Werke von wirklich literarischer Bedeutung, die in gewisser Hinsicht als Vorkämpfer und Ankündiger des neuen bürgerlichen Bühnen-naturalismus betrachtet werden können. Aber eben darum, weil die Entwicklung in den durch diese Werke angestrebten Bahnen, wenigstens in verwandten Bahnen, erfolgt ist, fühlt man bei der Lektüre den Abstand der Jahre um so deutlicher. Was damals — und zwar mit vollem Recht — als ein tiefer Bruch mit der dem Leben entfremdeten konventionellen Theatersprache und Szenenführung, als kühne naturalistische Neuerung empfunden wurde, klingt unsrem durch die intime Wahrheitskunst der Tolstoj, Ibsen und Hauptmann so verwöhnten Gehör heute bereits vielfach wieder als theatralisch und konventionell.

Wie höhnisch verurteilte Hebbel die „schönen Reden“, mit welchen die Verfasser bürgerlicher Schauspiele ihre Figuren „aus ihrem eignen Schage“ anstatt, so daß dieselben „uns zum Teil als verwunschene Prinzen und Prinzessinnen vorkommen, die ein Zauberer aus Malice in Wädemädchen und Schneidergesellen verwandelt hat“; wie energisch weist er darauf hin, daß die Sprache des Alltags auch auf der Bühne an die Bilder und Gleichnisse, die der Alltag mit seiner Arbeit und allgemeinen Lebensverhältnissen bietet, sich halten soll! Aber er selbst, der diese Forderung aufstellt, ist, für unser heutiges Empfinden, um ein weites hinter ihrer Erfüllung zurückgeblieben. Nur aus den Worten des Meisters Anton weht uns bei der Lektüre so etwas wie wirklicher Erdgeruch entgegen, in den Reden der andern Personen tönt noch immer all zu stark vernehmlich die fremde Stimme des reflektierenden Dichters durch. Wie viel von außen hereingetragene Rhetorik, wie viel offensibare Absichtlichkeit noch in diesem Dialoge, wenn man ihn mit dem Dialog etwa der besten Ibsen-Dramen vergleicht! Wie

unnatürlich mutet im Vergleich mit dieser leis andeutenden, sich eng an die „Wescheidenheit der Natur“ anschmiegende, Art, die die reflexionsreichen Auslassungen der Hebbelschen Personen, ihre Erzählungen und breit ausmalenden Monologe den Leser an!

Und auch die andre Forderung, die der Dichter in jenem Wortwort erhob, daß der in einem bürgerlichen Trauerspiel zu schildernde Vorgang nicht ein zufälliges Schicksal sein dürfe, sondern einfache, große Züge aufweisen müsse — Züge, durch welche er für die allgemeine Lage und Sinnesweise des darzustellenden Standes charakteristisch sei, wird man in dem Drama schwerlich erfüllt sehen. Der tragische Konflikt, den der Dichter behandelt, kam sich ebenso gut in andren, als in den spezifisch kleinbürgerlichen Schicksalen, die der Dichter uns im Bilde vorführt, abspielen. Jene „schroffe Geschlossenheit, mit der die Individuen sich im beschränktesten Kreise gegenüberstehen“, jene „schredliche Gebundenheit des Lebens in der Einseitigkeit“, von denen Hebbel spricht, sind ebensowenig wie dann weiter die Veräußerlichung und hornierte Verhärtung des Erbgefühls auszeichnende Charaktermerkmale dieser einen Gesellschaftsschicht.

Doch das ist schließlich in dem Stück kein Schade. Dadurch, daß Meister Anton's enge Denkart im Punkt der Ehre weniger aus seinem Stande, als aus persönlichen, vom Stande unabhängigen Eigenschaften herauswächst, wird der dichterische Wert dieses wunderbar gezeichneten Menschentypus wahrlich nicht herabgemindert. Er hat Größe und Einfachheit. Aber leider ist es dem Dichter nicht gelungen, dem entsprechend auch die Handlung, die sich um den alten Tischlermeister gruppiert, in einfachen und großen Strichen mit typischem Charakter zu entwickeln. Hier spielen jene „Zufälligkeiten“, die Hebbel an dem bürgerlichen Drama seiner Zeitgenossen so bitter tadelte, störend und verwirrend hinein.

Meister Anton, der die Ehre — die eigne und die seines Hauses — als den Kern seines Lebens empfindet, wird in dem Schicksal seiner Kinder getroffen. Auf den Sohn lenkt sich der Verdacht des Diebstahls, die Tochter hat dem Drängen eines Liebhabers nicht widerstehen können. Mit namenloser Angst sieht sie ein neues, junges Leben in ihrem Schoß sich bilden und bewegen. Sie war der Liebbling des Vaters, und sie weiß, daß, wenn die Schande offenbar wird, er, dessen Kraft schon durch den Gram über die Schande des Sohnes ins Mark getroffen ist, den Schlag nicht überleben wird. Einmal bereits ist ihm der Argwohn aufgestiegen, und da hat er, zitternd in Erregung und furchtbaren Grimm, geschworen, wenn er das je erleben sollte, dann griffe er zum Messer, um ihr Platz zu machen. Dies graufige Bild verläßt sie nicht, sie weiß, der Vater ist der Mann, mit seinem Worte Ernst zu machen. Er oder sie — einer muß sterben. Nur indem sie sich selbst den Tod giebt, kann sie das Geheimnis vor ihm und vor der Welt bewahren. Und in auswegloser Verzweiflung, durch die entsetzliche Drohung des eigenen Vaters getrieben, vollbringt sie das graufige Opfer.

So in seinen allgemeinsten Zügen betrachtet, ist der von Hebbel hier entrollte Konflikt von einfacher und erschütternder Tragik. Aber die Wucht des Grundgedankens geht in der konkreten Ausgestaltung der selbstam verästelten Handlung dann zu einem großen Teil verloren. Das Mädchen, dessen Kindesliebe eines solchen Opfers fähig war, soll sich — diese Annahme mutet der Dichter uns zu — einem ungeliebten Manne, einem elenden Schurken hingeeben haben, und zwar gerade in einem Augenblicke, wo in ihr die alte Liebe zu einem Jugendgespielen mit neuer Kraft erwacht war. Ihr Fehltritt war nicht eine That sich ansäumender Leidenschaft, sondern ein aus plöglicher Verwirrung aufsteigendes, völlig passives Gewährenlassen, an welchem das Herz keinen Anteil hatte, eine Art bösen Zufalls, der mit dem Wesen des Charakters, wie ihn der Dichter entwickelt, gar nicht in einen inneren organischen Zusammenhang zu bringen ist. Man wird den Eindruck des Konstruirten hier nicht los. Hebbel brachte die Voraussetzung, weil nach dem Plane des Stüdes der Verführer und Bräutigam des Mädchens ein ergemeiner und berechnender Schuft sein mußte, dem dann im letzten Augenblick ein edler Bewerber, eben iener Jugendgeliebte, strafend gegenüber treten sollte. Erthat durch diese Figuren im Stücke selbst einen bewegteren und spannenderen Wechsel der Situationen erzielt, aber doch auch nur auf Kosten innerer, organischer Geschlossenheit. Die schleichende Canaille Leonhard und der Rächer, der im letzten Augenblicke erscheinende idealistisch-lühne Sekretär können uns — wenigstens ist das der Eindruck, den der Leser erhält — ebensowenig von ihrer inneren Naturwahrheit überzeugen, als der Fehltritt Maria Magdalena's.

Die Aufführung im Deutschen Theater war ein Wunderwerk. Nicht nur, daß sie das Große in dem Drama zu kraftvollster Wirkung herausarbeitete, auch das, was sonst uns heute als tot und kalt in dem Stücke anmutet, vermochte sie wie mit warmem Lebensblute zu erfüllen. Die bilderreiche Sprache, die beim Lesen vielfach so gekraut, so zäh und dickflüssig erscheint, sie klang in der minutös durchgeführten Veseelung, die ihr die Schauspieler gaben, leicht und frei, oft wie der natürlichste Ausdruck innersten Empfindens. Im Banne dieser Wiedergabe, die den geheimsten Intentionen des Dichters nachging, ja sie aus Eignem merkwürdig ergänzte und vertiefte, erschien alles groß und bedeutsam; die Macht des unmittelbaren Eindrucks schlug siegreich alle sonstigen Gedanken nieder. — Dieser Maria Magdalena, die Irene Trieb spielte, konnte man sogar jenen in der Dichtung so ganz und gar nicht motivierten verhängnisvollen Fehltritt glauben; so sehr hatte sie den Zug des hilflos-Rührenden, des liebenswürdig Schwachen, und einer leisen, halb un-

betruhten Sinnlichkeit in ihrem Spiele verbleibt. Und wie wußte sie, überall in den Grenzen überzeugendster Natürlichkeit verbleibend, die ganze furchtbare Tragik ihres Frauenschiedsals in Ton und Bewegung zu enthüllen; wie verstand sie, selbst wenn der Körper unter den Schmerzen des verborgenen neuen Lebens sich wand, die sanfte, schlichte Kinnut, auf welche der Ton der Rolle gestimmt war, zu bewahren! Ebenbürtig stand ihr Herr Mittler als Meister Anton gegenüber. Er hatte den harten Fanatiker der bürgerlichen Ehre ins menschlich Mildere abgewandelt. Durch das rauhe Keufere schaute überall ein gartes und eben darum so besonders schmerzhaft reizbares Gefühl hindurch. Das Straffe und Gewalttame trat mehr, als wohl der Dichter gewollt hätte, hinter dem Sympathisch-Mührenden zurück. Aber nicht zum Schaden. Man konnte ihn lieben, den Alten! Und darum glaubte man auch Magdalena, daß ihre Seelenqualen nicht sowohl aus blinder Furcht vor einem finstern Tyrannen, sondern zu tiefst aus ihrer kindlichen Liebe herauswuchsen. Auch die Nebenrollen waren trefflich besetzt. Hans Fischer und Otto Sommersdorf gaben den beiden Liebhabern, was ihnen überhaupt gegeben werden kann.

Es war ein künstlerischer Ehrentag des Deutschen Theaters.
Conrad Schmidt.

Kleines Feuilleton.

th. Ein Junge. Frizchen heißt er und zehn Jahre ist er alt; ein kleines Kerlchen, aber frisch und voller Kraft. Kein verniedertes Großstadtjunge; seine Augen blitzen und seine Waden sind voll und rot. Das macht der Wald, der dicht vor seiner Thür wächst, das macht der Wind, der von der Müggel kommt, Wasserwind ist es, der pfeift um die Ohren und macht die Seele froh und den Leib gesund.

Unten am Bahnhof sah ich ihn das erste Mal. Wenn die Züge aus Berlin ankommen, stehen da viel solche Jungens; sie stehen und passen auf die Leute mit den großen Paketen, und haben sie so einen aufgestöbert, drängen sie sich alle um ihn herum und strecken ihre Hände aus:

„Derf' id Ihnen tragen helfen? Jeben Se 't mir! Ach id bin ja velle jroßer! Jeben Se 't mir doch!“

Und es kriegt auch jeder immer sein Teil, aber Frizchen wird zurückschubst, Frizchen ist viel zu klein.

Das verdickt ihn jedoch die Lanne nicht. Er kommt immer wieder, zu jedem Nachmittagszuge ist er da, denkt wahrscheinlich: mal wird doch schon etwas für dich abfallen. Gestern kriegte er mich an: „Sie, haben Se denn nisch zu tragen? Jeben Se mir doch 'n Paket, id bring 's Ihnen zu Hause for einen Sechser. Ihnen alleine is ja das alles zu schwer.“

Es war eigentlich nichts zu schwer, aber Frizchens große Mäuglein jummelten; er hatte schon drei Züge abgefordert und nichts bekommen. Sei's also! Er bekam das Buch.

Zu Hause fand sich, daß noch etwas einzuholen war, und Frizchen sprang. Schließlich gab es dann eine Tasse Kaffee und eine Butterkrippe, — und zwei blanke Nidel fielen auch noch ab. Frizchen sah am Ofen und laute mit vollen Waden, der ganze Bengel war ein Vergnügen. Zwei Groschen, ein Niesengesäck!

„Was machst Du denn mit dem Geld, Frizchen? Kaufst Du Dir Schokolade dafür?“

„Ach nee!“ — er war ordentlich empört — „dett leg' id in meine Sparsaffe.“

„Soo? da ist wohl schon sehr viel drin?“

„Eine ganze Mark.“ sagte er stolz, „und denn noch fünfzig Pfennige, aber wenn die von heute zukommen, sind es siebzig Pfennige.“

„Das kannst Du Dir so schnell ausrechnen?“

„Ach na: zwanzig und fünfzig — er ist ganz und gar verlegte Würde — und in Rechnen hab id immer jut.“

„Das ist ja nett von Dir Frizchen, und das ganze Geld hast Du Dir auf der Bahn verdient? Hat wohl Mutter doch mal 'n Sechser zugelegt, was?“

„Nee! Die hat nisch!“ Er schüttelte den Kopf. „Aber auf die Bahn is nich viel. Da nehmen se immer de Frohen, und wenn mal wat is, denn jeben se nisch. Und die feinen Damens aus de Billen jeben man knapp 'n Sechser.“

Er war gesprächig geworden: „Aber Sonntags jeh id an 'n See, wo de Boote liegen und helfe se abbinden und ranzjehn, wenn se nach Haus kommen, und davor jieht mir der Schiffer immer fufzehn Pfennige, und manchmal jeben mir die Fräuleins auch noch 'n Sechser, wenn id se helfe aussteigen, und besonders, wenn's 'n Liebespaar is, id jeh immer zu de Liebespaare.“

„Die kennst Du wohl schon ganz genau raus?“

„D ja,“ er biß in seine Schrippe, „dett sind immer die, die Dollheiten machen, und je döllter se sind, desto eher jeben de Fräuleins 'n Sechser, und wenn Eis is, und man schnellst ihnen Schlittschuh an, dann jeben se och 'n Frochen.“

„Also Schlittschuh anschaulen gehst Du auch, Frizchen?“

„Ja, aber id kann man bloß nich,“ er wurde ordentlich betrübt, „weil wir doch Schule haben bis Viere und dann ist's duster und 's looft keener mehr — aber Sonntags helf' id denn immer.“

„Frizchen, Frizchen, da mußt Du ja bald reich werden. Ich komme zu Dir und pumpe Dich an.“

Er lächelte, der Gedanke machte ihm offenbar Spaß. „Aber da vor jeh' id denn abends nach's Strandhotel und helfe de Gläser aus'm Saal holen, und in de Küche trod'ne id ab, und denn jieht mir die Köchin 'n Teller Braten und manchmal krieg' id auch noch 'n Sechser zu.“

„Aber der Braten ist das Beste, was?“

„Nee, der Sechser; aber der Braten is fein und de Birkin derf's nich wissen, denn schimpft se.“

„Möchtest Du denn nicht aber lieber spielen gehen?“

„Nee, Geld will id haben“, er sagte es sehr bestimmt, dann richtete er sich lebhaft auf: „Sie, derf' id Ihnen morjen wieder was einholen?“

„Kannst ja mal nachfragen kommen, Frizchen.“

„Au ja!“ Er klatschte in die Hände. „Haben Se schon Ihr Holz für 'n Winter da? Für unse Birkin hol id Holz von 'n Zimmerplatz, da jieht's velle mehr wie beim Kohlenhändler, da jieht's für drei Frochens 'n ganzen Kinderwagen voll, darf id Ihnen nich auch was herfahren?“

„Frizchen, Frizchen, was bist Du geldgierig! Ja, Du darfst mir auch Holz einfahren, bekommst einen ganzen Nidel dafür, aber sag' mal, was machst Du mit all' Deinen Reichthümern, willst Du sparen, bis hundert Mark zusammen sind?“

„Nee,“ er schüttelte energisch den Kopf, „aber 'n Daßler will ich haben.“

„Und dann kaufst Du Dir Pfefferluchen?“

„Nee, so wat ja nich. Mutter sagt: zwee Mark nimmt se zu for Stiebel's. Aber denn krieg id och ganze feine, sone mit Stulpen, wie se de Jungens aus de rote Villa tragen, und Mutter looft se alt in Berlin, da jieht's se billig, und mit neue Sohlen. Aber mit dem, was über is, kann id machen, wat id will.“

„So? Und was wirst Du dann wollen?“ Er sah etwas zaghaft zu mir herüber: „Mutter sagt, wat muß id von haben, weil id doch for gearbeitet habe, und ob id mir nich 'ne wanne Mütze loosen will, so eine mit Ohrenklappen —“

„Das wäre doch auch sehr fein, Frizchen!“

„Ja, ja“, er ist ganz kleinlaut geworden. „Und ich möcht' es auch, aber eigentlich möcht' id auch mal mit der Bahne fahren, 'n ganzen Vormittag immer hin und her nach Berlin.“

„Frizchen, ich glaube, die Mütze möchtest Du lieber —“

„Ja, det möcht' ich schon, aber, aber — det andre möcht' id auch mal gerne, und in die zweete Klasse müßt' es sein und auf 'ne Banke von rotem Sammt.“ Seine Augen leuchteten auf.

„Sie, glauben Se nich, daß det fürchtbar fein wäre, auf so 'ne Banke von rotem Sammt?“ —

c. Ein konsequenter Naturalist. In Paris hat man sich in diesen Tagen wieder viel mit Guy de Maupassant beschäftigt, anlässlich des Erfolges, den seine dramatisierte „Ovette“ im Vaudeville gehabt hat. Aus der Jugend des Dichters wird bei dieser Gelegenheit eine Anekdote erzählt, die bei allen strengen Anhänger des Naturalismus Beachtung zu finden verdient. Flaubert forderte seinen Schüler manshörlich auf, nur nach der Natur zu arbeiten, wie er selbst zu thun mit größter Konsequenz bemüht war. Eines Tages behauptete der Meister, daß es, wenn man die Sensationen und Empfindungen, die durch einen Fuhrtritt — wo, braucht nicht erst gesagt zu werden — hervorgerufen würden, kennen lernen wollte, das beste wäre, eine Person, die eben das Opfer einer solchen Behandlung geworden wäre, genau auszuforschen. Maupassant nahm sich den Rat seines Lehrers zu Herzen, ging hinaus auf das Feld von Banteleux und richtete an einen jungen Bauern die Frage: „Willst Du Dir einen Franz verdienen?“ „Aber natürlich, mein Herr.“ „Run, so dreh Dich um, ich will Dir einen Fuhrtritt geben, aber ohne Dir allzusehr wehe zu thun; alsdann wirst Du mir genau beschreiben, was Du dabei empfunden hast.“ Beide wurden handelsmäßig, und die Operation ging vor sich. Aber der Vater des jungen Bauern hatte durch eine Hecke die Scene mit angesehen, er eilte herbei, mit einer Heugabel bewaffnet, und verlegte dem wissensdürstigen jungen Dichter einige wohlgezielte Pflöge. Angesichts dieses väterlichen Hornesausbruchs verzichtete der Dichter darauf, die Impressionen des Sohnes kennen zu lernen und nahm schleunigst Reißaus. „Run, hast Du etwas ausgerichtet?“ fragte ihn Flaubert, als er ihn wieder sah. „Ja, durchaus genug.“ Als Maupassant darauf sein Abenteuer erzählte, mußte Flaubert Thränen lachen, und er erzählte die Geschichte allen seinen Freunden.

Uebrigens liebte Maupassant sein ganzes Leben lang körperliche Gewalttöuren. Sein Mitarbeiter, der Dichter Jacques Normand, veröffentlichte vor kurzen einen merkwürdigen Brief, den Maupassant wenige Monate vor seinem Tode an ihn gerichtet hat. „Ich fühle mich sehr wohl,“ schrieb der Dichter darin; „beunruhigen Sie sich nicht meinethwegen. Heute habe ich gerade auf meinem Dreirad das Haus Voltaires in Ferney besucht; hin und zurück von Divoine nach Ferney, 28 Kilometer in zwei Stunden zehn Minuten, alle Wagen bei auf- und absteigenden Wegen überholend. Bei der Rückkehr habe ich mich in diesen Fischteich, die Divoine, gestürzt, die so kalt ist, daß wir nur drei oder vier von Dreihundert es wagen. Ich mache einen Stoppsprung in das Loch, von wo diese eisige und bestige Blut austritt. Das Wasser hat hier 5 Grad. Die Douche des Morgens hat 6 Grad. Es sind die ersten Douchen der Welt, da kein Wasser an diese Kälte heranreicht, die immer, Winter wie Sommer, gleich ist. Es ist ein wahres Phänomen. Ich bin hier wie ein Fisch in das Wasser, in sein Wasser gekommen, und ich bin sicher, daß eine Saison, alljährlich in diesem Eiswasser verbracht, mich noch lange flott halten

wird. Auch das eisige Wasser, die Divonne, war indessen nicht im Stande, Maupassant zu heilen. —

Hygienisches.

— Hygiene des Thalsperrenwassers. Die Frage, ob das Wasser der Thalsperren von dem Verdacht frei sein kann, gelegentlich Krankheiten, Infektionen zu veranlassen, ist angesichts der großen Zahl dieser schon fertiggestellten und im Bau befindlichen Bauwerke von größerer Bedeutung. Einige halten das Wasser schon für gefährlich deshalb, weil es Oberflächenwasser ist, in das die Krankheitserreger leicht hineingeraten können. Dieser Gefahr sucht man dadurch zu begegnen, daß man darauf sieht, die Stauweiherr in möglichst wenig bewohnten Gegenden zu erbauen, und das Niederschlagsgebiet nicht der landwirtschaftlichen Kultur dienen zu lassen, vielmehr möglichst aufzuforsten. Soweit Wiesen und Acker vorhanden sind, strebt man dahin, sie anzulaufen oder die Eigentümer durch Vertrag zu künstlicher Düngung derselben zu verpflichten. Verunreinigte Zuflüsse, die man nicht von den Staubeden ganz ableiten kann, unterzieht man einer Reinigung auf dem einen oder andern Wege. Es ist vorge schlagen worden, überhaupt alle den Staubeden zufließenden Bäche vorher durch Nieselung zu reinigen. Von der Kostspieligkeit dieses Verfahrens abgesehen, ist die Durchführung schon nach jedem starken Regen unmöglich. Die Fragen, ob das Thalsperrenwasser Krankheiten veranlassen könnte, und ob es als appetitlich zu bezeichnen ist, behandelt Prof. Kruse im „Centralblatt für allgemeine Gesundheitspflege“. Er kommt dabei zu dem Ergebnis, die erstere Frage im allgemeinen zu bejahen, denn wenn auch z. B. auf den 11² Quadratkilometer Niederschlagsgebiet der Solinger Thalsperre etwa 1000 Menschen wohnen, so geschieht doch die Reinigung des Bachwassers von Bazillen durch die Sedimentierung, Abjagung, und besonders durch das Absterben infolge von Nahrungsmangel, Luft- und Lichtmangel. Alle, besonders die krankheitsregenden Mikroorganismen, sterben mit der Zeit in reinem Wasser ab; die Typhus- und Cholera bacillen z. B. behalten ihre Lebensfähigkeit einige Wochen und der Inhalt des Wassers in den Staubeden beträgt, da man dafür sorgt, daß keine Zuflüsse in der Nähe der Sperrmauer münden, in der Regel mehrere Monate. Der Bakteriengehalt des Nemscheider Thalsperrenwassers betrug während einer achtmonatlichen Beobachtungszeit von Juli bis Februar 1901 durchschnittlich nur 35 Keime in dem Kubikcentimeter. Allerdings zeigten die vierzehn Tage nach Beginn der Schneeschmelze entnommenen Proben des Wassers 3000 Keime, die sich nach acht Tagen auf die Hälfte, nach sechs Wochen auf die normale Zahl vermindert hatte. Bezüglich der Appetitlichkeit gelangen die Untersuchungen Kruses zu folgenden Ergebnissen. Das Oberflächenwasser, das den Thalsperren zufließt, erleidet in den Staubeden Veränderungen, die es zu einem unverdächtigen Gemüßmittel machen. Es befreit sich darin von seinen Bakterien, klärt sich von suspendierten Bestandteilen und erfährt einen Ausgleich seiner Temperatur. Die Selbstreinigung des Wassers im Stauweiherr kann bei Hochwasser Störungen unterliegen, die um so weniger ins Gewicht fallen, je bedeutender die absolute Größe und Tiefe des Staubedens, je günstiger das Verhältnis des Bedeninhalts zu der Menge des zu- und abfließenden Wassers, je weiter die Mündungsstellen der Zuflüsse von der Sperrmauer entfernt sind. Es ist im übrigen Aufgabe des Technikers, Einrichtungen zu treffen, um den Wasserkörper der Sperre vor plötzlichen Erschütterungen zu bewahren. Wenn die Stauweiherr flach sind, wenn sie unreine Zuflüsse empfangen und der Bedenboden vor der Fällung nicht gründlich von allen organischen Resten gesäubert worden ist, kann das Wasser innerhalb der Sperre zu gewissen Jahreszeiten unappetitliche Eigenschaften annehmen. Es bleibt dann meist nichts übrig, als das Thalsperrenwasser durch Nieselung oder Sandfiltration zu schärfen. Die Frage, ob Grundwasser oder Thalsperrenwasser für die Versorgung einer Stadt vorzuziehen ist, läßt sich nur im einzelnen Fall beantworten. Injektivität ist aber das Wasser gut angelegter und betriebener Thalsperren dem Wasser vieler Grundwasserwerke durchaus gleichzustellen. —

Aus dem Tierleben.

en. Der Geruch der Schmetterlinge. Ein amerikanischer Naturforscher hat kürzlich beachtenswerte Versuche mit Schmetterlingen vorgenommen, um die Frage zu entscheiden, ob diese Insekten mehr durch den Geruch oder mehr durch das Gesicht in der Ausübung ihrer Lebensgewohnheiten geleitet werden. Er verschaffte sich über 400 Puppen einer in den nördlichen Vereinigten Staaten häufigen Schmetterlingsart (*Callosamia promethea*), und brachte sie bis nach Florida, das mehrere hundert Kilometer südlicher gelegen ist, als das natürliche Verbreitungsgebiet des Schmetterlings reicht. Nachdem die Schmetterlinge die Puppe verlassen hatten, machte der Forscher Beobachtungen über die Art, wie die Männchen von den Weibchen angezogen werden. Wenn er die Weibchen in Kästen mit durchsichtigen Wänden, aber mit luftdichtem Verschluss hielt, wurden sie von den Männchen nicht aufgefunden. Andererseits versammelten sich die Männchen in Mengen um die Kästen, wenn diese mit undurchsichtigen, aber luftdurchlässigen Wänden versehen waren. Diese beiden Thatsachen scheinen zu beweisen, daß das Auge den Schmetterlingen nur in geringem Grade zum Führer wird, während sie vermutlich für einen von den Weibchen ausgehenden Geruch

äußerst empfindlich sind. Die männlichen Schmetterlinge fanden die Weibchen sogar dann auf, wenn der Raum außerdem mit Dämpfen von Schwefel oder Mercaptan erfüllt wurde. Wahrscheinlich sind die Fühler gleichzeitig die Organe der Geruchsempfindung, wenigstens gelang den männlichen Schmetterlingen die Auffindung der Weibchen nicht, wenn diese Organe mit einem klebrigen Belag versehen und dadurch in einen Zustand der Erstarrung versetzt wurden. Die von den weiblichen Schmetterlingen ausgeübte Anziehung ändert sich mit dem Alter. Die erst vor einigen Stunden ausgeflogenen Weibchen wissen die Männchen noch nicht so stark an sich zu fesseln, wie die um 2—3 Tage älteren. Andererseits nimmt die anziehende Kraft nach einmaliger Befruchtung ab. Daß der Gesichtssinn in der That nur eine sehr geringe Rolle bei der Paarung der Schmetterlinge spielt, wurde noch durch weitere Versuche bestätigt. Wenn dem männlichen Schmetterling die Augen verdeckt wurden, so fand er den Weg zum Weibchen trotzdem ohne jede Verzögerung. Der Beobachter griff sogar zu dem grausamen Mittel, einem Weibchen die lebhaft gefärbten Flügel abzukneiden und durch die dunklen unansehnlichen Flügel des Männchens zu ersetzen, indem er letztere an dem Insektenkörper künstlich befestigte. Die männlichen Schmetterlinge ließen sich durch diesen Betrug nicht täuschen und erkannten das Weibchen sofort heraus. Andererseits zeigte ein Weibchen keinerlei Befremden, wenn sich ein Männchen zu ihm gesellte, das künstlich mit den Flügeln eines weiblichen Schmetterlings ausgestattet war. Bekanntlich sind in den letzten Jahren von verschiedenen Insektenforschern sorgfältige und langwierige Versuche auch darüber angestellt worden, ob die Schmetterlinge durch die Farben oder durch den Geruch zu den Blütenfeldern gezogen werden, und die Beobachtungen des amerikanischen Forschers scheinen darauf hinzudeuten, daß auch in der Beziehung zwischen den Blüten und den Insekten der Geruchssinn stärker wirkt als das Auge. —

Humoristisches.

— **Doshaft. A.:** „Der Doktor will gestern zwei Nefelälber geschossen haben!“
B.: „Na, die Nehe hat er aber mindestens dozugelogen!“ —

— **Zu spät.** „Sie, Meister Metzger, was ist das bei Ihnen für eine Schweine-Wirtschaft! Heut haben Sie mir ganz verdorbenes Fleisch geschickt. Ganz ungenießbar!“
 „Das muß halt ein Versehen sein. Schicken's nur zurück; ich geb' Ihnen dafür frisches!“
 „Jetzt ist's zu spät; jetzt haben meine Gäste schon alles verzehrt!“ —

— **Angenehme Aussicht.** Patient: „Ich möchte mir einen Zahn ziehen lassen, das Geld kriegen Sie aber erst diesen Nachmittag.“
 Barbier: „So lang' dauert's auch!“ —
 („Lust. Bl.“)

Notizen.

— Die deutsche Ausgabe von Eugène Brieux' Drama „Die rote Robe“ (Berlin, Harmonie-Verlag) ist bereits in dritter Auflage erschienen. —

— **Teuere Bücher.** Bei der Versteigerung einer Privatsammlung bei Wangs u. Co. in New York erzielte nach der „Frankf. Zeitung“ die erste Ausgabe von Goethes „Faust“ (1808) mit dem Einband des Herausgebers 140 Dollar. Galileis „Dialogi“ (1632) mit einem Stich von Della Bella 41, das alte Testament von Koburger in Nürnberg (1483) mit Holzschnitten, gebunden in Schweinsleder 35, und der „Landprediger von Walefield“, Salis-bury (1766), gebunden von einem der besten Buchbinder seiner Zeit, F. Bedford, 400 Dollar. —

— Das Dresdener Ober-Verwaltungsgericht erkannte in der Aussetzungslage des Theaterdirektors Kurz gegen das behördliche Ausführungsverbot von Hauptmanns „Weber“ durch die Kreis-hauptmannschaft Leipzig auf Aufhebung des Verbots und Freigabe des bisher in Sachsen verbotenen Stückes in den von Kurz angebotenen Abänderungen. —

— „Der Pastorsohn“, ein neues Schauspiel von Ferdinand Bonn, geht noch in diesem Jahre im Neuen Theater in Scene. —

— Hans Pfitzners Musikdrama „Die Rose vom Liebesgarten“ gelangt am 9. November in Eberfeld zur ersten Aufführung. Der Komponist wird seine Komposition persönlich dirigieren. —

— Auf Anordnung des bairischen Kultusministeriums wurden 30 Gemälde und eine Bronzestatue von der dies-jährigen Internationalen Kunstausstellung zu München vom bairischen Staate angekauft. —

— Das reine Gift. W. Rath hat die Leitung des „Lyrischen Theaters“ in München aufgegeben, um sich nach Wiederherstellung seiner „durch diese allerschwierigste und allernüchternste „Verursach“ angegriffenen Gesundheit „ernsthafterer Produktion“ hinzugeben. —